

Kellner Fritz.

Eine Pariser Weltausstellungs-Parodie von Max Hirschfeld.

"Taverne allemande" fand auf dem Wirtshausfeld einer Pariser Nebenstraße, und darunter: "Aur deutsche Bedienung." Das Innere, ein einziger großer Raum, dessen Einförmigkeit durch kleine Wandnischen, in denen gerade ein Tisch Platz hatte, unterbrochen wurde, war ganz gemütlich und anheimelnd.

Es war noch in früher Morgenstunde, und die beiden Kellner, Jean und Fritz, saßen an einem Tische neben dem Buffet, mit dem Bugen der Gläser beschäftigt.

Deute wird es wieder ein heißer Tag werden, sagte Fritz, ein blonder junger Mann mit hübschen und feinen Gesichtszügen.

Sein Gesprächs verstand ihn und lächelte.

Um so mehr Trintgeld wird es regnen, entgegnete er. Gestern ließ sich der Besuch schon recht an. Kein Wunder, in voriger Woche haben die Schulferien in Deutschland begonnen.

Da können wir uns darauf gefaßt machen, tugüber kaum eine Minute zum Sigen zu gelangen, meinte Fritz.

Das ist für einen rechten Kellner gerade das Wahre. Aber in Ihnen mühte ich mich sehr ätzlichen, Kollege Fritz, wenn Sie in unserem Hause nicht ein ganz Grüner sind. Sie haben wohl bessere Tage gesehen?

Fritz zögerte eine Weile, aber schließlich war es ihm doch ein Bedürfnis, jemandem sein Herz ausschütten zu können.

Ja wohl, das habe ich, und wenn ich nicht solch ein Dummkopf gewesen wäre, dann könnte ich heute —

Er brach ab und pakte sein Glas so gewaltig, als hätte er sich vorgenommen, einen für unvertilgbar gehaltenen Fied herauszutringen.

Mein Vormund, Herr Keller, fuhr er fort, hat in Berlin einen Porzellanladen, ein gutgehendes Geschäft. — Ich war bei ihm als Gehilfe angestellt und verlebte die schönsten Tage, — denn Sie müssen wissen, Jean, mein Vormund hatte auch eine Tochter, und Frida und ich waren ganz miteinander einig. Da muß ich denn der Weis plagen, daß ich schlaunweg bei dem Alten um Fridas Hand anhalte.

Aha, da war er Sie hinaus? — Nein, im Grunde hatte er nichts gegen die Partie, nur möchte er seine Tochter gern so lange wie möglich zu Hause behalten, denn seine Frau lebt schon seit zehn Jahren nicht mehr. Er erwiderte mir also, gegen meine Person an sich hätte er nichts einzuwenden, aber ich hätte doch noch zu wenig gezeit, was ich in der Welt leisten könne.

Das könnte ich freilich in keinem Porzellanladen nicht zeigen, antwortete ich, und da ich gehört hatte, daß deutsche Reisende in Paris gesucht und hoch bezahlt würden, so entfloß ich mich lustweg zur Reise nach Paris und ließ alle Einwände meines Vormundes und selbst Fridas Tränen unbeachtet. Aber meine Hoffnungen erfüllten sich in Paris ganz und gar nicht. Eine Stellung, wie ich sie träumte, war trotz aller Bemühungen nicht zu finden, und als meine Ersparnisse zu Ende waren, mußte ich mich, um nicht zu verhungern, mit einer Stelle als Kellner begnügen.

Jean wollte gegen den letzten Satz, der ihm als eine Herabsetzung des Kellnerstandes erschien, erheblichen Einwand erheben, aber derselben erschien die ersten Gäste, zu deren Bedienung er sich erhob.

Es wurde wirklich ein heißer Tag und zwar im doppelten Sinne. Fritz erschien es, als hätten sich alle in Paris anwesenden Deutschen verabredet, sich in der "Taverne allemande" ein Stellbildein zu geben. Der Schwitz lief ihm von der Stirne, und selbst die reichlichen Trintgelder gewähren ihm keine Befriedigung, da er jedesmal, wenn er ein solches erhielt, eine gewisse Bekämpfung nicht loswerden konnte.

Möglich — er hielt gerade drei Glas Bier in der Hand, die er drei an einem Tische sitzenden Herren bringen wollte — taumelte er zurück. In der eben der Eingangstüre befindlichen Nische saßen Vater Keller, sein Vormund, und seine Tochter Frida. Die Letztere hatte sich in eine französische Zeitung vertieft, während der alte Keller auf den Tisch klopfte und nach der Bedienung rief.

Fritz schauderte. Die beiden saßen gerade mitten in ihrem Redier, und seine ausdrückliche Pflicht war es, sie zu bedienen.

Ein Augenblick dachte er daran, alles im Stiche zu lassen und fortzulaufen. Aber seine jegige Stellung war so gut und einträglich, und die leichtbegünstigte sich der alte Keller damit, ein Glas Bier zu trinken und dann auf Nummerzwei derer zu verschwinden. Der Hauptgrund aber, der ihn zurückhielt, und den er sich selbst nicht eingestehen wollte, war die Hoffnung, auf irgend eine Weise Frida sprechen zu können, natürlich ohne ihr seine jegige Stellung zu verraten.

Er entschloß sich endlich den Herren das bestellte Bier zu bringen, und er mandrierte so, daß er diesen beiden befräßig den Rücken zuwandte.

Oba, Fritz! rief ihm Jean; am

Büffet zu, weshalb bedienen Sie denn den alten Herrn in der Nische nicht? Der macht ja mit seinem Bier-Unterfaß einen fürchterlichen Standaß.

„Jean, den müssen Sie bedienen, wenn Sie mir das Leben retten wollen,“ flüßerte Fritz aufgeregt, „das ist nämlich mein Vormund mit seiner Tochter, und ich werde lieber, als daß ich diesen beiden als Kellner vor die Augen trete.“

„Reinweg übernehme ich ihn,“ brummte Jean, „hoffentlich giebt er ein gutes Trintgeld.“

„Was ist das denn hier für eine Wirtschaft!“ schalt Vater Keller, als Jean ihm endlich das bestellte Bier brachte, „ich habe schon seit einer halben Stunde gellopft, und der andere Kellner dort hat, als höre er nichts — er ist wohl taub?“

„Nicht gerade taub, aber doch sehr schwerhörig, mein Herr,“ antwortete Jean höflich.

„Da eignet er sich ja trefflich zu seinem Berufe. Aber sagen Sie mir nur, weshalb der Mensch immer rückwärts geht.“

„Mein Herr, die Ursache ist eine sehr traurige. Sein Onkel ist nämlich an Krebs gestorben und da mein Kollege infolge dessen die Krankheit sehr fürchtet, geht er auf den Rath eines Naturarztes immer rückwärts, weil dies das beste vorbeugende Mittel sein soll.“

„Höchst wunderbar! Ich möchte mir dies Weltwunder näher ansehen, muß aber gerade heute meinen Kneifer vergesse haben.“

„Ich werde mal am Büffet nachfragen, ob hier Kneifer zu verleihen sind,“ sagte der immer höfliche Jean und entfernte sich schleunigst, da die Gäste nach ihm verlangten.

„Du werde dich der alte Keller nun an seine Tochter, ich weiß nicht, an wen mich der merkwürdige Kellner dort erinnert —“

„Einen Augenblick, Papa, ich lese eben einen so interessanten Bericht von der Ausstellung —“

„Ach doch, das werden wir ja alles selbst sehen. Aber hier tanzt Du einen interessanten Menschen beobachtet, einen schwerhörigen Kellner, der immer rückwärts geht, weil sein Onkel an Krebs gestorben ist. Sieh nur, jetzt hält er sich das Taschentuch vor's Gesicht, gewiß hat er Nasenbluten bekommen — der Mensch ist ja das wandelnde Lazareth. Den muß ich mir in der Nähe ansehen, und wenn da gleich —“

„Er erhob sich, und Frida unter gewaltigem Herzlopfen ebenfalls. Trotz des vorgehaltenen Taschentuchs hatte sie Fritz sofort zu erkennen geglaubt und wollte sich um jeden Preis von der Wichtigkeit ihrer Vermutung überzeugen.“

In höchster Angst sah Fritz die beiden auf sich zukommen. Er hoffte noch immer, daß diese Bewegung nur eine zufällige sei, und daß sie vielleicht nur einen andern Platz suchten. Als aber der alte Herr gerade auf ihn zukam, ließ er einen Zeller, auf dem sich ein Butterbrod befand, zur Erde fallen, und im angeleglichen Eifer, die einzelnen Stücke des zerbrochenen Tellers aufzuheben, schoß er wie ein Pfeil unter den nächsten Tisch und ließ mit dem Kopfe gegen das Bein einer fortputelnden alten Dame, welche auffpringend schrie, als sei ihr Leben in Gefahr.

Ein Tumult entstand. Die Gäste drängten sich um die Unfallstelle, und der Wirth des Lokals konnte sich nur mit Mühe in den Vordergrund drängen.

„Sie begehen ja heute eine Ungeheuerlichkeit nach der anderen, Fritz,“ schrie er diesen an. „Was thun Sie denn da eigentlich unter dem Tisch? Jetzt stehen Sie ja schon lange genug dort unten.“

„Er hat mich injulirt,“ schluchzte die fortputelnde alte Dame daswischen.

„Ich habe Zahnschmerzen,“ wimmerte Fritz unter dem Tisch hervor.

„Jetzt hat er auch noch Zahnschmerzen,“ meldete der alte Keller seiner Tochter in einem Tone, als ob etwas von ihm mit Bestimmtheit Erwartetes nun wirklich eingetroffen sei.

„Vater, das ist ja Fritz, unser Fritz,“ flüßerte sie, und dem Alten ging sofort ein ganzer Seifenieder auf.

Ohne Umschände ergriff er den jetzt ganz resignirten Fritz am Kragen und zog ihn unter dem Tische hervor.

Der alte Herr Keller erwiderte jetzt überhaupt eine wunderbare Energie, die rasch zum Ziele führte. Er entschädigte den Wirth dafür, daß er seinen Kellner auf der Stelle freigab und sprach dem tiefgebeugten Fritz mit Fridas Hilfe so lange Muth zu, bis dieser endlich einfaß, daß er sich seiner ehrlischen Arbeit zu schämen habe.

Keine Kellner-Laufbahn endete je fröhlicher. Sechs Wochen lang amüßerte sich Fritz auf der Weltausstellung in Gesellschaft Frida's, um dann wieder als ihr erklärter Bräutigam in dem Berliner Porzellan-Geschäft zu erscheinen.

Gegenwärtig ist Fritz verheiratet und glücklicher Inhaber dieses Geschäfts. In den Wirtshäusern seiner Umgebung ist er bei allen Kellnern der beliebteste Gast, denn niemand giebt so reichliche Trintgelder als er.

Und ein Stolz.

„Und sehen Sie, Frau Nachbarin, hier ist unser Schlafzimmer! Ich, mein Mann und meine acht Kinder schlafen in Betten, die mit jedem von selber ausgefüllt werden!“

„Oba, Fritz!“ rief ihm Jean; am

Allerhand Leute.

Residenz of John Ritch, Esq., Großher Reu Vert.

Wißer Editer! Nämlich von wege die Zeit. Mit dene is es merklich was Schredliches. Kamentlich die Weibslait. Amwer die Mannslait erst recht.

Hamwe Sie schun emol genostift, Wißer Editer, was es for differente Reinds von allerhand Sorte verchiedene Zeit geht, wo immer weder Jeder annerricht is, wie der Annere?

Da brauche Sie namlisch nor emol in e Strietcar ze heige oder Sie könne es iden uff der ebene Gaf, wann Sie beim Fuß walte, nobstiffe. Gspesshelli amwer in der Gar.

Mei Deidagnosis namlisch is, dof die meiste annere Zeit ercept meinelfst verdircht, cräfti, ab dun ihrer Tralli, net recht bei Trost, meidunge un nairrich fin oder dof sie sunst in ergend erer Männer un Forem von Infantilit gestroke sein, wo doch ihr geistige Fädultäts unbalängt worn sein.

Am beste kann mer des merke an der Art, wie die Zeit sich biyade. Da is for Insens die insollirte Laidy. Die könne Sie in einiger Gar finde, Sie könne sie amwer aach uff der Straß wiele. Die wann sie namlisch immer e Gesicht, als wann sie forchtbar dräwmer insollit wär, daß annere Zeit aach uff der Welt sein. Wann Yhne die insollit Laidy angudt, da fühle Sie immer, als wann Sie ergend en Grlas dorf vorbringe mühte, dof Sie sich erlaubt hamwe, geborn se sein. Mer is schun immer froh, wann die Laidy ihrer Entrichtung un ihm'n Joen amwer die Grlas dun annere Menschen net Gsprachen giebt. Dann, dof des net gut ausfalle thät, des kann mer an dem böie Gesicht von der Laidy sehe.

Bei Mannslait gebt es dieselbige Art von Mensch in namlischem Gesicht, blos dof man in dem Fall der Sach abbelle kann, bei dof mer in der höfliche Weis sagt, wann er net aageblich uffhöre thät, so e unverdächt sauundums Gesicht ze schneide, thät mer em des Face schmäcke.

Dann is da die vorwurfsvolle Laidy mit dem tiprochavolle Face. Die macht immer e Gesicht, als wann der, wo grad bei Reasident sie for en Angedil agudt, ihre Frau Mutter umgebracht hat un sie konnt's ihm zwar verzeihe, amwer net verzeihe.

Dann könne Sie in jeder Gar de factärid Gntleman mit dem spöttliche Lächle sinne. Wann der Yhne agudt, Mißer Editer, da denke Sie immer, Sie hätte grad ebe e förderliche Dummheit gemacht oder es wär ergend was an Yhne Anug aus e Ordnung un immerhaupt kriegte Sie des Gefühl, dof sie selber forchtbar unbedeideten, während dof der factärid Gntleman e Göl von eme Keller is, wo jebmanto so schmarrt is, wie die Balang dun die Passenwoches zerjamogegenome.

Dann is der wohlwollende Gntleman in der Gar. Der gebt Yhne de ganze Weg que Redweis un sagt Yhne, wie mer sie gut un wie mer ein sehr muß un wie mer am beste liegt, wann mer hilffalt.

Amwer bereits die ävod mentichent is in der Gar aach noch der, „lonstanz Reader“ oder, wie er in die deutliche Väpers heißt, der treue Veler ze sinne. Der hot namlisch nie lei Papier bei sich, somner leit immer in dem Papier von sein Nachbar mit. Wann mer nebe so erer Art von Mann sikt (es gebt aach Weibslait von derselbige Art), da muß mer sehr careful sei. Namlisch wann mer ze früh umbblättert, eh dof der lonstanz Reader die letzte Gallum bis ganz erunner gelese hot, da werd der treue Veler sehr böis un mer riskirt sehr bissige Nairrats.

Des sein noch lang net all die Chärrätters, wo mer in der Strietcar sinne kann. Wann Sie emol selber druff uppaffe wolle, da ween Sie merke, dof es noch viel etehaftere Reinds von Piepels un Zeit un Mensch gebl.

Von Yhne deselbe hoffend, sein Ich einffweile so lang

Mit Rigards

Jours

John Ritch, Esq.

Blächer's militärisches Glaubens-Bekenntniß.

Der alte Feldmarschall Blächer, ohne Zweifel der volkstümlichste Held der Befreiungskriege, war mit vielen Heereseinrichtungen, die am Anfang dieses Jahrhunderts in der preussischen Armee bestanden, nicht zufrieden. Namentlich mißfiel ihm das Kantonwesen. Vor den Rekruten, die das Oberkriegscollegium zu Berlin dem roten Husaren-Regiment, dessen Chef Blächer war, schickte, hatte er eine, wie er selbst sagte, „aböthliche Absorption.“ Zu Anfang des Jahres 1805 ließ Blächer, der damals den Rang eines General-Lieutenants bekleidete, unter dem Titel „Gedanken über die Formirung einer preussischen National-Armee“ eine Abhandlung erscheinen, in der er für die allgemeine Wehrpflicht, Verkürzung der Dienstzeit, Erhöhung des Soldes und eine bessere Behand-

lung der Soldaten eintrat. Die Letztere hatte er übrigens schon langst bei seinem eigenen Husaren-Regimente eingeführt, und zu dem Zwecke auch den Unteroffizieren die Führung des sonst noch in der preussischen Armee üblichen Stodes verboten.

Blächer's Reform-Vorschläge fanden freilich eben so wenig wie die von Ansebed, Gourdiere und Anderen bei der hohen Militär-Behörde Beachtung. Dies hielt Blächer aber nicht ab, bei geeigneter Gelegenheit seine alten Pläne wieder aufzunehmen. Der günstige Zeitpunkt hierfür schien ihm gekommen zu sein, als im Jahre 1807 sein Freund, der General Gneisenau, zur Theilnahme an der Verathung über die in Aussicht genommene Armeereorganisation nach Remel berufen wurde. Gneisenau hatte dem alten Waffengeführten dies brieflich mitgetheilt, und Blächer schrieb ihm darauf am 3. August 1807 folgendes:

„Gehen Sie hin, von meinen besten Wünschen begleitet! Ich ohne, wozu Sie bestimmt sind, und freue mich darüber. Grüßen Sie meinen Freund Scharnhorst und sagen Sie ihm, daß ich es ihm an's Herz lege, für eine National-Armee zu sorgen! Dieses ist nicht so schwierig, wie man denkt. Vom Zollmaß muß man abgehen; Niemand in der Welt muß erimirt sein, und es muß zur Schande gereichen, wer nicht gebiet hat, es sei denn, daß ihn fürperliche Gebrechen daran hindern. Die einmal wohl dressirten Soldaten müssen zwei Jahre zu Haus bleiben und das dritte einziehen; dann ist das Land foulagirt (erschleicht), und es fehlt uns nicht an Leuten. Es ist auch eine Einbildung, daß ein fertiger Soldat in zwei Jahren so Alles vergessen hat, daß er nicht in 8 Tagen wieder brauchbar wäre; die Franzosen haben uns dies anders bewiesen; unsere unnützen Pedanterien mag der Soldat ganz vergessen! Die Arme muß in Divisionen eingetheilt werden, die Division muß von allen Sorten Truppen componirt (zusammengesezt) sein, und im Herbst miteinander manövirren. Die alljährliche Revues müssen wegfallen. Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß. Geben Sie es an Scharnhorst und schreiben Sie beide Ihre Meinung! Wenn Sie General York sehen, so grüßen Sie ihn!“

Jetzt sind die meisten, ja wohl alle Forderungen, die Blächer in diesem Briefe an Gneisenau, der er mit Recht seine militärischen Glaubensbekenntniß nennt, in dem deutschen Heere verwirklicht.

Der elektrische Strom im Bett.

Eine ergötliche „Traagikomödie“ hat sich in einem vornehmen Vororte Berlins zugetragen. Mit leisen Flügel hat sich die schwarze Nacht auf die fröhliche Erde herabgelassen, und die Bewohner einer einsamen Villa lagen bereits im tiefsten Schlummer. Plötzlich schreut der Hausherr auf von dem weichen Pflüßle: „Lila, es klingelt!“ — Die theure Gattin aber erwidert unwirsch: „Ach was, laß mich in Ruhe!“ und rührt und rührt sich nicht. Doch eine elektrische Glode ist ein gar schlimmes Ding; es rasstelt und knattert fort und fort wie ein nie enden wollendes Kleingewehrfeuer. Das Dienstpersonal verläßt entsezt seine Lagerstätten und schauert sich mit bleichen Gesichtern und angstbesetzten Mienen um den flammigen Förntner, der — mit einer wichtigen Eisenklinge bewaffnet — beim flackernden Schein der Stall-Laterne das Haus und den Garten vorforschig absucht nach den — wie er annimmt — durch die Diebes-Alarmvorrichtung abivirten Einbrechern. Alles erfolglos! Auch der Hausherr, der sich klopfenden Herzens an der „Heke“ helleiligt hatte, kehrt schließlich resignirt in das Schlafzimmer zurück. Und es klingelt immer noch! Verzweifelt irrtlen seine brennenden Blide empor zur Zimmerdecke und treffen zufällig die von oben bis zu dem Gebatte seiner Gemahlin sich herabblitzende Schnur der elektrischen Klingelleitung. Da geht ihm plötzlich eine Legion von Lichtern auf. „Lila, dreh Dich mal um!“ schreit er auf. Die quadsie Frau dreht sich um, und — siehe da! — wie auf ein Zaubernwort verkrummt der Ton der nimmermüden Glode: Frau Lila hatte abnungslös auf dem Druckknopfe der elektrischen Leistungsbirne geschlummert!

Zwangsgerechtigkeit.

Eine felsamere Zwangsgerechtigkeit ist vielleicht noch nie beansprucht worden als die, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Wirth Dillsberger zu Köthen im Fuldaischen Berglanke. Da seit geraumer Zeit die Bewohner zu Köthen bei Hochzeiten und Rindstauten nicht mehr so stark wie früher jedoch, ting er — wie v. Cramme in seinen „Wexlarischen Nebenstunden“ erzählt — einen Prozeß gegen sie an, worin er auf die Aussagen dreier Zeugen besonders, daß in seiner Wirthschaft von allem Jahr bei Hochzeiten eine Mannsperson wenigstens zwei Maß Wein, ein Rindstauten aber ein Mann eine Maß und ein Weib eine halbe Maß getrunken hätten. Jetzt sei das anders geworden, denn die Leute tranken kaum mehr die Hälfte; also sollten sie dazu angehalten werden, wieder wie früher zu jehen.

Wörtlich erhielt er von der färrlich fuldaischen Regierung ein Erkenntniß folgenden Inhalts:

„Das Dillsberger bei seiner durch Zeugen bewiesenen Possession des von den Köthenern auf Hochzeiten zu vertrinkten feindlichen Quantis ad zwei Maß für eine Manns- und eine Maß für eine Weibsperson zu schätzen und zu konsumiren sei.“

Tagegen appellirte die Gemeinde Köthen an das Reichskammergericht, und von diesem erfolgte das sachgemäßere Urtheil:

„Daß die Gemeindeglieder zu Köthen bei ihrer natürlichen Freiheit, Zechen zu halten oder nicht, und dabei Wein oder Bier nach Belieben, ohne Bestimmung einer fixen Maßzahl zu trinken, zu belassen und zu schätzen seien.“

Und trifft Du wo ein Menschenberg.

Und trifft Du wo ein Menschenberg, Gebugt vonummer und von Schmerz, Und sei es Irrthum, sei es Schuld, O habe Ehrfurcht, hab' Geduld!

Am Bergeshang, im grünen Tann, Die jungen Bäume sieh Dir an, So frisch und led, so dicht belaubt Und neigen seitwärts doch das Haupt.

Du weißt nicht wie, Du weißt nicht wann, Und doch, den Bäumen saßt Du's an, Daß sie der Sturmwind hat umbraust Und ihre Wipfel hat gezaust.

Das Schicksal hat denselben Brauch; Es schüttelt junge Herzen auch Und beugt vom rechten Wege sie, Du weißt nicht wann, Du weißt nicht wie.

Du siehst des Irthums dunfle Spur, Und stumme Karbe siehst Du nur Und kennst die Hand nicht, die so schlug, Und weißt nicht, was dies Herz extrug.

Gleich laßt die Freude allerwärts, Auf eignen Bahnen geht der Schmerz; Drum mit dem Unglück, mit der Schuld, O habe Ehrfurcht, hab' Geduld!

Eine papierne Stadt.

Bei den tollen, wechselnden Launen eines englischen Frühlings muß es gewiss ein recht zweifelhaftes Vergnügen sein, Häuser zu bewohnen, die aus Papier bestehen. Und doch befindet sich in Kettling, nicht allzu weit von London entfernt, eine ganze Stadt aus Papier mit etwa 450 Einwohnern, die Menschen von Fleisch und Blut sind und genau wie andere Kinder dieser Welt ihr Dasein führen. Die merkwürdige Stadt ist eine Zweigniederlassung des Kettling-Hospitals und völlig aus Papiermächde hergestellt. Man hat 45 Zelte errichtet und jedes derselben kann über zehn Personen beherbergen. Die Soldaten, die im Felde verwundet worden sind, kommen zum Theil erst in das Kettling-Hospital. Sind ihre Wunden dort geheilt, so werden sie vor ihrer Entlassung noch ungefähre 14 Tage in den Zelten untergebracht. Die innere Einrichtung derselben ist natürlich außerordentlich einfach. Jeder Zelt mit leichten Mattagen sind an den Wänden aufgestellt. Sie sind sauber und weich, und ist es nicht anzunehmen, daß sich einer der Kommis in ihnen nach Sidiakila's Sandboden zurückgelehnt hat. Ein großer, weicher Holzstuhl steht in der Mitte, an dem die kräftigen Reconvalalescenten ihre Mahlzeiten einnehmen.

Der „Herr Doktor.“

In Wien fürzte neulich auf der Praterbahn von mehreren Anderen auch der Rennfahrer Trischal und erlitt dadurch Hautabschürfungen an der Hand und in der Gesicht. Der Verlegte wurde in die Rennfahrerbarriere gebracht, wo sich bald darauf ein eleganter junger Mann einfand, der sich bereit erklärte, dem Verwundeten die erste Hülfe zu leisten. Er wusch Trischal auch richtig den blutenden Arm, nachdem er einige kostbare Ringe von der Hand des Verlegten entfernt und — eingestekt hatte. Weitere Dispositionen zu treffen, hielt der „Herr Doktor“ wohl für überflüssig, denn er empfahl sich mit kurzem Gruße, denn das Verlegte diskret zurückweisend. Wenige Minuten nachher erschien der wirklichke Bahnrath, und Trischal war nicht wenig verblüfft, zu hören, daß er das Opfer eines raffinierten Gauners geworden war. Wieviel man auch nachher suchen mochte, Ringe und „Doktor“ sah man niemals wieder.

Im Zweifel.

Zwei Brüder schenken sich seit zwanzig Jahren alljährlich gegenseitig einen Korb Wein zum Geburtstag. Aus Bequemlichkeit, und auch weil Keiner dem Andern viel zutraut, wird der Wein dorezt gar nicht getrunken, sondern stillschweigend beim nächsten Geburtstag zurückgeschickt, so daß der Korb seit zwanzig Jahren noch gar nicht ausgepackt worden ist. Endlich stirbt der eine der beiden Brüder. Da sich gerade das Geburtstagsgeschenk bei der anderen Partie befindet, nimmt sein Besitzer die Gelegenheit wahr, den Wein seiner rechtmäßigen Bestimmung zuzuführen. Er öffnet die erste Flasche. Sie enthält Wasser, reines Wasser, reines Wasser. Die zweite — die dritte ebenfalls, und so weiter bis zur zwanzigsten — alle sind mit dem klarsten Leitungswasser gefüllt. — Der glückliche Besitzer, zuseh während, wird plötzlich nachdenklich. „Hut, hut,“ murmelte er, „wer hat denn noch uns beiden eigentlich angefangen mit diesem Geburtstagsgeschenk?“

Ubeliegend.

„Müller ist ein recht verdrehter Kerl.“ „Rein Wunder, er ist Drechsler.“

Großer Unterschied.

„Wie, Sie heißen „Schiller“? Also genau so, wie der große Dichter?“ „Rein, nicht genau, denn ich bin blos der Herr Schiller!“

Individuelle Ausstattung.

Studiosus (der eben erst in einer fremden Stadt angekommen, zu einem Herrn): „Verzeihen Sie, würden Sie mir wohl sagen, wo sich hier in der Nähe eine Fandleihanstalt befindet?“ Herr: „Bedauere sehr — aber ich habe niemals mit Fandleihen zu thun gehabt!“

Studiosus (für sich): „Dem scheint's noch schlechter zu gehen, wie mir!... Armer Teufel!... wenn man so gar nichts zum Verleihen hat!“

Enttäuschung.

Die Freundin: „Emilie, hast Du Nachrichten von Deinem Bräutigam?... Wie geht es ihm?“ Emilie: „O, sehr gut — aber ich habe mich färrlich geärgert! Dem' Dir nur, schickt er mir einen sechs Seiten langen Brief, und ich habe mich so auf eine Ansichtskarte gefreut.“

Verdächtig.

Räthin (geheimnissvoll): „Ich muß Ihnen etwas erzählen, Frau Inspektor!... Können Sie schweigen?“ Frau Inspektor: „Welche Frage!... (zu einer andern Dame, die sich eben empfehlen will): „Warten Sie doch noch, beste Freundin — ich habe Ihnen nachher noch etwas mitzutheilen!“

Gute Neplst.

Dame: „Ich sage Ihnen nur: die Ehen werden im Himmel geschlossen.“ Junggehilfe: „Deshalb heirathe ich auch nicht bei Lebzeiten.“

Mißthaten.

Ausschreiber: „Meine Herrschaften, kommen Sie herein! Was Sie hier sehen, ist noch nie dagewesen!“ Bauer (hiffig): „Halt, Alte, da geh'n wir net 'nein — das konnt' heut auch net da sein!“

Pasfender Name.

Vater: „Warum heißt Du Deinen Lehrer immer Nachtigall? Sein Name ist doch Sperling!“ Kudi: „Ja, wir haben ihm in der Schule diesen Namen gegeben, weil er immer schlägt!“

Die Hauptfache.

Der kleine Hans: „Weißt Du, Papa, am Nordpol möchte ich wohnen.“ Vater: „Warum denn das?“ Hans: „Ich habe gelesen, daß dort die Nacht über vier Monate dauert.“ Vater: „Na, das ist doch so etwas Schönes nicht.“

Hans: „Doch Papa, denke nur, wie schön man sich da mal ausschlafen könnte.“

Auch eine Empfehlung.

Frau (zum abgehenden Dienstmädchen: „Was soll ich denn in Ihr Zeugniß schreiben?“ Dienstmädchen: „Nichts weiter, Madam, als daß ich jed's Wochen bei Ihnen ausgehalten habe — das genügt!“

Sündige Kritik.

Meisterin (die dem Lehrling heute zum Frühstück eine Tasse Bouillon und ein Butterbrod mit Schweinesäse gegeben): „Nun, wie hat Dir Dein Frühstück heute gefallen?“ Schulerlehrer: „Was die Bouillon an Augen zu wenig hatte, hatte der Käse zu viel.“

Schlan.

„Zu Allem, was Dir Deine Frau sagt, antwortest Du immer „ja“ und thust es doch nicht!“ „Darauf kommt es auch gar nicht an — die Hauptfache ist, daß ich ihr nicht widerpreche!“

Ver Gericht.

Richter: „Haben Sie noch etwas zu Ihrer Vertheidigung zu sagen?“ Angeklagter: „Ja wohl, Herr Gerichtshof, ich wollte in een ganz andest Haus indrehen, hab' mir aber in de Hausnummer jeirt!“

Hochgefühl.

„Darf ich fragen, mein gnädiges Fräulein, was wohl bei Ihrer Ballonfabri den größten Eindruck auf Sie gemacht hat?“ „Als ich beim Emporstiegen die Baronin so tief unter mir stehen sah!“

Warum?

Eine lebhafte Dame unterhielt sich lange mit einem Staatsmann über die Frauenfrage und wandte sich plötzlich mit den Worten an ihn: „Welchen Posten würden Sie mir geben, wenn die Frauen ebensokut Staatsämter bekleiden wie die Männer?“

„Ich würde Ihnen die Leitung eines Laubstummens-Instituts übertragen.“

„Und warum.“

„Weil entweder diese Unglücklichen sprechen oder Sie schweigen lernen würden.“

Moderne Diensthoten.

Madame: „Aber Minna, Sie haben sich ja ein ganz kleines Stüd Vreten aufhängen lassen; das ist ja nichts als Knochen!“

Räthin: „Ja, Madame, Sie haben Recht, ich habe auch zu dem Schlächter gefaßt, wenn's für mich wäre, würde ich es nicht nehmen!“